

Duisburger „Originale“

Von Peter Schilke

Fast jede deutsche Stadt - und wäre sie noch so klein - hat ihre »Originale«, selbst manches Dorf; und daß mein liebes Duisburg um die Jahrhundertwende ebenfalls gleich mehrere besaß, werden mir die alten Duisburger gerne bestätigen.

Was verstehen wir nun unter der Bezeichnung »Originale«, wenn, wie hier, Menschen lebendig werden, die, wie wir aus dem Gemeinschaftsleben erwachsen mit der Zielgebung, dem Volke die besten Kräfte zum Wohle aller zu leihen. Nun - sie waren im gleichen Sinne Bürger der Stadt, nur einmalig in Haltung und Kleidung. - Die Art ihrer Lebensweise stempelte sie zur Originalität, die sich nicht selten mit Popularität sinnreich verband. So kann das »Original« im Charakterzug etwas Gewinnendes, d. h. Leutseliges, zeigen, kann aber auch ein abstoßendes Wesen an den Tag legen, so wie es stets der eigenen Herzensbildung entspricht. Seine Lebensweise kann sogar widerwärtig sein, daß selbst Erwachsene aus einer gewissen Entfernung nachhaltige Betrachtungen anstellen und Kinder nur selten eine nähere Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen versuchen oder gar wünschen.

Sei es wie es wolle! Wer hat je in das Innre dieser Menschen geschaut oder gab sich Mühe dazu? Haben die »Originale« sich innerhalb unserer Lebensgemeinschaft als ausgestoßen betrachtet? Wohl lachte der Volksmund über sie, wenn sie sich auf Straßen und Plätzen zeigten, und die sich stolzer dünkten, fanden hämische Worte, und doch gaben sie immer wieder, von der Jugend hart bedrängt, dem Straßenbild ein Gepräge.

Nur einige vermochten über sie Auskunft zu geben. Grundsätzlich wußte niemand, woher sie kamen, wohin sie wieder gingen. Ebenso blieben ihre wirklichen Familiennamen für das Volk verhüllt. Man half sich und belegte sie mit Spitznamen. Auch vermochte keiner zu sagen, wie sie ihr Leben fristeten. Andere machten sich Gedanken darüber, ob sie pflichtgemäß ihre Steuern abführten. Kurz: Sie waren in aller Leute Mund! Aber so plötzlich, wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie wieder. Entweder nahmen Angehörige sich ihrer an, oder der Tod hatte sie geholt.

Aufgefallen war es recht keinem, daß sie eines Tages nicht mehr da waren, wie überhaupt die Duisburger »Originale« ausgestorben sein dürften. Jedoch im Gedächtnis des Volkes lebt die Erinnerung an sie weiter fort, zwar als Ausgeburt einer Zeit, die mit der unserigen nicht mehr vergleichbar ist: denn wo gäbe es noch in unseren Städten und Dörfern solche »Originale«, die den tiefen Sinn ihres Daseins innerhalb der Volksgemeinschaft nicht begriffen hätten, ihr Leben so aufbauten, das dem kommenden Lebensabend den Glanz verleiht, der jene schmückte, die durch den Adel ihrer Arbeit nunmehr das Alter friedsam erwarten.

*



e i n e b e i n

Zu den bekanntesten »Originalen«, die Duisburg je gesehen hat, gehört unstreitbar Heinebein, alias Scheulen. Wenn er mit seiner Handharmonika singend durch die Straßen zog, richteten sich alle Augenpaare auf ihn. Er gehörte zu jenen Naturen, die den Griesgram vertreiben.

Heinebein war ein Pfiffikus, ein Schalk im besten Sinne des Wortes, immer zu Eulenspiegelereien aufgelegt. Seine Scherze, die er ausgeführt hat bzw. ausgeführt haben soll, könnten ein Buch füllen. In der Tat hat Hermann Jung vor rund zehn Jahren sich mit ihm eingehend in seiner Schrift »Heinebein« (Gildeverlag, Köln) beschäftigt. Er ist auch zu dem Ergebnis gekommen, daß er es manchmal toll getrieben hat, mit dem »Auge des Gesetzes« aber selten ernstlich in Konflikt geriet.

Heinebeins volles, rundes Gesicht, umgeben von einem leichten Bartansatz - der damaligen Mode entsprechend -, sprach jeden freundlich an. Alle meinten es gut mit ihm,

selbst dann noch, wenn er den Damen der Gesellschaft seinen Böninger Kautabak zwischen den Zähnen zeigte, den er hinter dem Stifftzahn umständlich »suggette«. Von dem bekannten Duisburger Zigarrenhändler Peter Franz, der auf der Königstraße ein größeres Geschäft hatte, soll er ihn bezogen haben, natürlich kostenlos. Dadurch, daß die linke Backenleite diese Kostbarkeit barg, war sie im Gegensatz zur anderen um einige Millimeter »geschwollen«, was dem Gesicht einen jovialen und humorvollen Zug verlieh.

Wenn man die Frage an ihn richtete, woher er den für seine Figur lässigen Gehrock habe, aus dessen Tasche, links, ein breites rötlches Schnupftuch hervorlugte, antwortete er prompt wie selbstsicher: »Vonn minne bäste Frönnnd!« (Von meinem besten Freund!) Dieser Freund war kein anderer als der damalige Duisburger Oberbürgermeister Karl Lehr. Heinebein erhielt von ihm die abgetragenen Kleider, wie Gehrock, Schuhwerk einschl. Zylinder; den letzteren trug er der Würde wegen nur an Festtagen oder zu der - besonders für die Jugend - so beliebten Sedanfeier, die auf dem Kaiserberg stattfand. So angetan, ließ er auf Plätzen und Straßen mit rauher Stimme, in den Vorgärten der Reichen, auf Hinterhöfen der Armen, sein Lied ertönen, das ihn weit über Duisburgs Grenzen bekannt werden ließ.

Der Nachwelt soll das Lied hier nicht vorenthalten bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß es dem Chronist so ergeht wie dem Sänger damals selbst: daß feinbesaitete Leserinnen die Nase rümpfen und der nunmehr allzustrenge Lektor die »anrühigen« Stellen andeutet; handelt es sich doch hier um ein Produkt lokalhistorischer Prägung, dem immerhin eine Bedeutung innewohnt. Es ist auch nicht bekannt geworden, ob Heinebein das nun folgende Opus selbst verfaßt oder gar vertont hat. Jedenfalls - es war sein Leib- und Magenlied . . .

Die Kölnsche Jonges,
Sie honke on stonke
On schiffe in de Box (Hofe).
Hemmelfapperlot noch moal:
Dat Pulver es kien Schrott.
On sie fange so fein,
On sie fange so fein;
Sie trocken eren Säbel rufft -
On driffe in de Schein (Säbelscheide).

Hatte er sein Lied beendet, dann floß das Geld reichlich. Kam er in eine Gegend, wo man seine »Kunst« nicht anerkannte, sang er das Lied zum Trost mehrmals. Zu seiner Ehrenrettung muß gesagt werden, daß er nicht bettelte, wie alle Duisburger »Originale« nicht, denn Heinebein hatte einflußreiche Freunde. Auch sang er nicht immer. Wenn er nicht so richtig wollte, genügte ein mehrmaliges Bitten: »Heinebein! Seng noch moal!« Und Heinebein sang! In seinem anspruchslosen Lied, das an sich melodisch klang, schwang seine Seele mit. Mochten auch die Frauen, denen oft sein Morgenständchen galt, manchmal eiligst die Gardine zugezogen haben, um dadurch ihre Anwesenheit zu verhüllen, er hatte sie doch erspäht, und es ist gewiß, daß manche Schöne dem Troubadour verschämte Blicke hinter dem dichten Tüll zugeworfen hat.

Geriet Heinebein in heitere Herrngesellschaft, so kannte sein Frohsinn keine Grenzen und die guten Vorfälle von gestern flogen in die Ecke.

Über seine Herkunft wie überhaupt über sein Leben webt sich bereits ein reicher bunter Kranz von Legenden und Anekdoten. Die einen meinen, er entstamme einer Artistenfamilie und habe selbst auf den »Brettern, die die Welt bedeuten«, gestanden; andere wiederum glauben er sei ein reicher, allerdings verkrachter Kaufmannssohn gewesen. Mögen auch die Meinungen weit auseinandergehen: Heinebein war ein echter Duisburger!

Er führte - für die damalige Zeit - das sorglose Leben eines fahrenden Sängers: heute hier, morgen dort! Sicher hat das Leben auch ihm keine Rosen gestreut, aber der ihm eigene Humor ließ selbst die dunklen Tage seines Daseins in einem rosigen Licht erscheinen. Er war ein Genie der Fröhlichkeit, der ungezwungenen Laune. Kurz: ein Künstler des Lebens! Dabei soll er seine Harmonika ausgezeichnet beherrscht haben. Meine Mutter hat mir oft erzählt, sie habe als Mädchen nach den Klängen seines Instrumentes im bunten Kattunkleidchen in Hochfeld, als dieser Stadtteil noch nicht so dicht besiedelt war wie heute, im Kreise ihrer Gespielinnen getanzt. Heinebein war überhaupt ein Freund der Jugend.

Die unbeforgte Lebensweisheit, daß nach Regen Sonnenschein folgt, ließ er selbst auf seinem Krankenlager noch gelten. Mehr als einmal galt er für gestorben, bis ihn dann doch der Tod von einem unruhvollen Wanderleben erlöste. Man geleitete ihn zu Grabe, als sei er ein Fürst gewesen. Und war er es eigentlich nicht . . . ? Man erzählt sich, er habe selbst noch im Tode den Leidtragenden einen prächtigen Schabernak gespielt: Als zwei schwarzverhangene Pferde den Leichenwagen vorzeitig anzogen, hätten die Träger alle Mühe aufwenden müssen, die unnötig aufgeschreckten Tiere zu bändigen, kurz: Heinebein hätte sich mit seiner eigenen Leiche aufgemacht und sei davon.

Die Trauer über sein Hinscheiden soll doch ehrlich gewesen sein. Alles war in Duisburg auf den Beinen. Aber keine Ehrung ist sinnvoller als die: Ein bekannter Duisburger Heimatverein sorgt nunmehr für die würdige Instandhaltung der Ruhestätte des einstigen Duisburger Bardens, der anderen viel, sich selbst wenig war.

An einem bekannten Gasthaus in Duisburg in Nähe des Schwanentors haben kunstverständige Duisburger ihm ein Denkmal gesetzt, wie er lachend, singend und musizierend sich mit seiner Harmonika in Duisburg zeigte.

Bei einer Suche nach schönen Denkmälern auf dem Alten Friedhof in Duisburg (Sternbuschweg) fand der Verfasser dieses Aufsatzes auch die Grabstätte Heinebeins mit der einfachen, dafür aber vielfagenden Inschrift:

»Hier ruht unfer lieber Heinebein . . .«

*

Huffah

Mein Haupt fenkt sich schuldberuvt, wenn ich an Huffah denke, jenes unbeholfenen Mannes, der, klein von Gestalt, zu jeder Jahreszeit in einen schäbigen Mantel gehüllt, sich in Hochfeld zeigte.

Es war dramatisch, mit anzusehen, wenn er beim Gehen seinen linken Arm - wohl infolge einer Lähmung - hin- und herschwenkte. Sein Gesicht war unheimlich und furchterweckend, und die graue Schlägermütze, die seinen breiten Schädel umrahmte, trug dazu bei, daß ihn jeder nach Möglichkeit mied. Wer aber weiß, ob er wirklich finstere Pläne



in seinem Innern hegte, die besonders wir Kinder ihm gerne andichteten. Wir sollten eines besseren belehrt werden!

Wenn Huffah sich in Hochfeld sehen ließ, glich er dem »Rattenfänger von Hameln«. Von einer Streitmacht begleitet, zog die Jugend hinter ihm her, angefeuert mit dem überall bekannten Kampfruf: »Huffah! . . . Huffah! . . . Huffah! . . .« Diejenigen, welche sich stärker fühlten, schwingen dicke Knüppel, andere wiederum drohten mit ihren Fäusten; so wurde der Sonderling verfolgt.

Verzweifelt wehrte sich der kleine Mann, um seine Peiniger abzuschütteln. Sein Mund verzog sich dabei in ein krampfhaftes Lachen und oft lag tiefer Schmerz in seinem Gesicht. Wenn er in dieser verzweifelten Lage Umschau nach uns hielt, weiteten sich schreckhaft seine Augen, aber hartnäckig, wie die Jugend einmal ist, vermochte sich Huffah nur durch eine eilige Flucht zu entziehen.

Wer war nun Huffah? Eines Tages hatten wir herausgefunden, daß er im Stadtteil Hochfeld Unterschlupf gefunden hatte, und zwar in einer alten Bretterbude, die sich in der Nähe der ehemaligen Sportanlagen des Fußballvereins so an der Hochfeldstraße befand. Es hieß nun, Huffah hier aufzustöbern. Schnell war der Plan hierzu entworfen. Der lange Köbes wurde durch Los dazu bestimmt, sich in das Asyl des Sonderlings einzuschleichen, wenn möglich dort einige Zeit zu verbleiben um Beobachtungen anzustellen und bei Gelegenheit wieder zu entschlüpfen.

Es dunkelte bereits und die Sicht war derart schlecht, daß man nicht erkennen konnte, wer auf die Bude zuschritt. Es konnte aber nur Huffah sein. Ungestüm klopfen sechs Bubenherzen. Jetzt riß jemand die Türe auf und knallte sie wieder zu. Minuten der Spannung vergingen, und wir zählten die dünnen Glockentöne der nahen Pauluskirche. Plötzlich - wie von ungefähr - schrie eine Männerstimme: »Du verdammte Saujong!« Uns wurde unheimlich zu Mute. Aber schneller wie erwartet, fand Köbes den Weg zu uns zurück und fiel wie ein nasser Sack vor unsere Füße.

Die Spannung hatte sich gelöst und wir schwiegen betreten, kniffen die Lippen aufeinander und fühlten mit Köbes die harten Schläge, die er von Huffah empfangen hatte. Köbes ließ dagegen nur ein leises Stöhnen hören. Kurz entschlossen luden wir den Mißhandelten auf und brachten ihn in Sicherheit, im Herzen aber eine brennende Scham. Unterwegs schwuren wir Rache. Sie fiel für den Mißfäter vernichtend aus.

Am anderen Tage, nach vergeblichen Warten, tauchte Huffah wieder auf. Sofort gingen wir in Kampfstellung. Zum ersten Male sahen wir ihn Auge in Auge. Nie vergesse ich das von Elend verzehrte Gesicht dieses alternden Mannes. Mir stockte der Atem! In diesem Moment raffte Köbes in verbissener Wut einen Stein auf, zielte, warf und traf Huffah an den Kopf. Ich geriet darüber in rasende Wut, faßte den Werfer an die Gurgel und zwang ihn in die Knie. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr. »Du Feigling!« stöhnte ich unablässig. Den Augenblick nutzte Huffah aus, um zu entweichen.

Sein Glück war nicht von langer Dauer. Abermals, und mit Knüppel bewaffnet, trieben wir ihn wie einen tollen Hund vor uns her. Alles lag an den Fenstern. Wie kam es bloß, daß selbst die Erwachsenen über unser vermeintliches Spiel lachten . . .?

Immer schneller mußte Huffah laufen und zog seinen lahmen Arm hinter sich her, und erst in Wanheimerort, dem heutigen Dreieck, entschwand er in dem angrenzenden Wäldchen unseren Blicken. Aufatmend zogen wir als Sieger heim.

Hatte zwar oft genug Huffah seine Anhänglichkeit unter Beweis gestellt, so sollten wir doch diesmal enttäuscht werden. Eines Morgens umstanden wir erwartungsvoll sein Asyl an der Hochfeldstraße. Der Schreck fuhr uns in alle Glieder als sich die Budentür öffnete und ein stämmiger Nachtwächter hervortrat und uns eine Tracht Prügel anbot. Wir schwirrten ab! Niemand sprach ein Wort! Sollten wir uns in Huffah getäuscht haben? Hatte er am Ende die Bretterbude, die so oft der Stein des Anstoßes für uns war, überhaupt nicht bewohnt?

Mein Haupt fenkt sich schuldbeladen, wenn ich an Huffah denke, dem das Leben in Hochfeld zur Pein gemacht würde. Wir sahen nunmehr klar! Wie gerne hätten wir Abbitte geleistet. Plötzlich empfanden wir eine tiefe Scham und überwarfen uns mit bitteren Selbstvorwürfen, und Köbes war es, der besonders warm für ihn sprach.

Sechs Buben lauerten morgens, warteten abends auf Huffah. Sie zogen von Kaufmann zu Kaufmann und erbettelten Lebensmittel, damit Huffah sich daran labe.

Es war umsonst. Huffah kam nicht wieder. So, wie er einst aufgetaucht war, verschwand er auch; doch vergessen haben wir ihn nie.



F a m i l i e D ü d e l ü t t

Die Düdelütts zählten zu den reisenden Musikanten und hatten beide die goldene »50« an Lebensjahren überschritten. Das orgelspielende Ehepaar war nicht nur in Duisburg, der damaligen aufstrebenden Musikstadt bekannt, selbst dem benachbarten Düsseldorf, als Metropole der bildenden Kunst am Niederrhein, statteten sie in regelmäßigen Abständen ihren Besuch ab.

Herr Düdelütt war von kleiner, gefetzter Statur; gekleidet in einen altfränkischen Anzug, der liederlich um seinen Körper hing. Der einzige freundliche Gegenstand an diesem Kleide war eine weiße Papierrose. Er trug ein Paar abgedankte Lachstiefel, die durch Reparaturen verschiedenster Art ihren ehemaligen Glanz eingebüßt hatten. Die buntfarbige Phantasiweste sowie ein graumeliertes Geheimratschädel kennzeichneten den nachdenklichen Menschen. - -

Madame Düdelütt war dagegen schlank und sehr lebhaft in ihren Bewegungen; trotz ihres Alters galt sie noch als schön. Durch ihr auffallend schwarzes Haar, das sie in leichten Wellen im Nacken trug, geriet sie - für die damalige Zeit - in den Verdacht einer mondänen Frau.

Wenn Herr Düdelütt die schwächliche Orgel bediente, die wie er schon manchen Sturm erlebt hatte, begleitete sie ihn mit ihrer immerhin noch angenehmen Singstimme; nicht genug dies: sie ließ, als Ausdruck ihrer reifen Künstlerfahigkeit, zu den Klängen der Orgel noch ihr Tamburin erschallen. Mit diesem Instrument allein schon besaß sie eine außerordentliche Geschicklichkeit im Auffangen der oft reichlich fließenden Geldmünzen, und nie vergaß sie ein herzliches »Danke schön!« den freundlichen Spendern zuzurufen.

Damit nun auch der unansehnlichste Kupferpfennig der Kasse Düdelütts nicht verloren ging, war auf der Orgel eine kleine Büchse angebracht; hierin pflegten die Straßenpassanten ihren Obulus einzuwerfen, was der Musiker durch ein stummes Kopfnicken quittierte.

Das Repertoire der Familie Düdelütt war sehr reichhaltig und vielseitig; eine sinnreiche Vorrichtung an der Orgel sorgte immer für schnelle Abwechslung. Wenn Frau Düdelütt ihren großen Tag hatte, mußten Opernarien wie z. B. »Schon nahet mir der Schlummer« aus Webers »Freischütz« herhalten oder gar »Draußen im Wald von Sevilla« aus Bizets Oper »Carmen«. In ihrem gefanglichen wie schauspielerischen Element war sie erst, wenn sie Walter Kollos Chanson »Was eine Frau im Frühling träumt« zu Gehör brachte. Rasender Beifall wurde ihr zuteil, wenn sie Paul Linke interpretierte »Schlösser, die im Monde liegen«; ja, sie verschmähte nicht, das vor Jahren viel gefungene Lied zu singen: »Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion«.

Nur Herr Düdelütt war ihr kein ebenbürtiger Partner. Schon dem jeweiligen Vorspiel fehlten oft einige Töne, auf weite Strecken fielen sie gänzlich aus. Auch war der Musiker oft nicht bei der Sache und sein Blick ging verloren über die vor ihm laufende Menge, und mehr als einmal schloß er während des Spiels die Augen. Jedoch er meisterte immer wieder die Lage und half der Sängerin, vermöge seines Dirigentenstäbchens, welches er bei sich führte und durch die Luft schwang, über alle gefährlichen Klippen der Gefangkunst hinweg.

In diesem Aufzuge, als Diener der Kunst, waren die Düdelütts überall zu finden; ihr Vorrecht aber galt der Kirmes z. B. in Neuenkamp, Ruhrort, Speldorf und Rheinhausen. Hier hatte der dirigierende Orgelspieler eine kleine Bühne, zu beiden Seiten durch ein Tuch abgeschlagen, aufgebaut; in diesem feinem Reich produzierte er sich mit seiner Frau, die oft genug ihr eigener Anlager war.

Eines Tages aber zog Herr Düdelütt mit klagender Stimme allein durch die Straßen seiner bisherigen Erfolge. Er drückte, schäbig und abgemagert, seine Orgel, zeichnete auch keine linkshändige Lyra mehr in die Luft, denn sein Täubchen hatte sich aufgemacht und war davongeflogen. Seine vielseitige Walzenherrlichkeit war bedenklich eingeschmolzen und bestand nur noch aus Märschen und Liedern. Die Fenster öffneten sich nicht mehr so oft wie ehemals, denn Schuberts seelenvoller Gesang: »Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir, in den stillen Hain hernieder, Liebchen komm zu mir . . .« setzte doch ein tieferes Verständnis für die romantische Gefangkunst voraus als sie Herr Düdelütt mit

schwächerer Stimme seinem Publikum bot. - So war die Zeit dahingeeilt. Düdelütt wurde immer seltener in den Straßen der Stadt - bis man ihn überhaupt nicht mehr sah. Niemand weiß, wie er zu seinem Spitznamen kam. Das eine ist gewiß: sein Vorhaben, der Kunst zu dienen, hatte er erfreulich zu erfüllen versucht, scheiterte aber an den Unzulänglichkeiten des Lebens. Vielleicht waren beide, seine Frau wie er, zu großen Dingen berufen: sie in der Kunst des Gefanges, er im Reiche der Töne als maßgeblicher Dirigent. Aber heißt es nicht irgendwo, daß wohl viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind...?!

*

Gern gedenken wir in diesem Zusammenhang so mancher Orgel- und Handharmonika- spieler, welche durch ihre Liebe zur Musik die Duisburger erfreuten. Auf den Zufahrts- straßen zu den Volksfesten, die z. B. auf der »Schützenwiese«, Nähe der Wedau, stattfanden, nahmen sie Aufstellung, und ihre Darbietungen waren wahrlich nicht immer als künst- lerisch wertvoll anzuspochen.

Sie zählen zwar nicht zu den hier aufgeführten »Originalen«, obwohl ihre mitgeführten Instrumente oft originell zusammen- und aufgebaut waren. Wer erinnert sich noch des Mannes, der mit der rechten Hand den Orgelschwengel drehte, mit der linken die Teufels- geige bearbeitete und zugleich mit dem rechten Fuß die große dicke Trommel schlug, die er in sinnreicher Konstruktion mit dem Unterbau der Orgel in Verbindung gebracht hatte...? Ein anderer strich mit zitternder Hand seine schmalbrüstige Fiedel; jener aber appellierte mehr an das mildtätige Herz der Kirmesbesucher, denn, krampfhaft an einen Zaun gelehnt, versteckte er bis zur Kniehöhe sein linkes Bein in ein eigens hierzu ausge- fägtes Lattenstück, wodurch es für die Öffentlichkeit »verschwand«. Jedoch der Geldlegen währte nicht lange, denn das »Auge des Gesetzes« kam bald hinter diese Geschäftstüchtig- keit und der einbeinige Geiger wurde entlarvt. - Viel bestaunt wurden die sogenannten »Bremer Stadtmusikanten«; sie waren auch recht beliebt. In diesen Kapellen war die Klari- nette tonangebend, die zwar felten schön, dafür aber schrill erklang. Einige zogen gruppen- weise in ihren Trachten auf, und es ließ sich nicht immer feststellen, ob es echte »Bayerische Bauern« waren, die da musizierten, obgleich sie es tönend anfangen.

Von einer Tragik unwittert schien das Leben jenes blinden Bandoniumspielers, der sich auf die Ehrlichkeit seines Mitarbeiters verlassen mußte, woran heute nach Jahren nicht ge- zweifelt werden soll. Von diesem geführt, stand er oft einsam spielend in irgend einer Straßenecke, dieneil der andere, ein schmaler, einarmiger Mann, in einer Nebenstraße sich sammelnd aufhielt. Die Musik des Blinden klang weniger aufheiternd, sie bestand vielmehr aus zusammenhanglosen Stücken, die einer tiefen Melodik allerdings nicht entbehrten.

Erst die Systemzeit mit ihrem Heer an Arbeitslosen ließ hier Auswüchse zu, und es sei nur der vielen Straßensänger und Sängerinnen gedacht, die die Stadtviertel bevölkerten und auf diese Weise ihr Brot verdienten. Man konnte hier die erdenklichsten Muster sehen und »blonde« Spanierinnen waren keine Seltenheit. - Als dann das Radio seinen Sieges- zug um die Welt antrat, bedurfte es für den Städter nicht mehr der Orgelspieler oder ver- wandter Berufe, und erst die nationalsozialistische Volksgemeinschaft sorgte dafür, daß sie ganz aus dem Stadtbild verschwanden. Und wenn heute ein Leierkastenmann sich in unseren Straßen zeigt, so wirkt er nur als Erinnerung an eine Zeit, die wir wohl als »gute, alte« bezeichnen, die aber oft genug Elend und Not für den Betroffenen in sich barg.

*

Der verkaufte Numismatiker

Daß selbst der Prophet nichts in seinem Lande gilt, mußte vor Jahren ein alter biederer Handwerksmeister im Stadtteil Hochfeld erleben, der sich mit Leidenschaft der Münzenkunde hingab. Aus kleinen Anfängen heraus hatte er neben anderen Dingen getreulich Münze um Münze gesammelt, war bei eigenen Ausgrabungen sowie Rheinbaggerungen der Firma Elakes auf Gegenstände gestoßen, die sein kühnes Forscherherz höher schlagen ließ und seine Augen in Erstaunen verfestete.

Wer aber kann sein Entzücken beschreiben, als er in der Gegend des Rheines bei einer Trockenlegung auf Rheinaufener Gebiet das Rumpfteil eines morschen Kahnens zutage

förderte und es stolz als Rest des Wikingerschiffs heimtrug, um es dort seinem reichlich vollgestopften Heimatmuseum einzuverleiben.

Sein Ruf als Numismatiker und Heimatforscher sprang somit von Stadtteil zu Stadtteil, und bald interessierte sich die Duisburger Presse für ihn, brachte spaltenlange Berichte über den Lebensweg des selten begabten Heimatfreundes sowie sein Bild. Nicht genug dies: Freunde bewogen ihn, eine Ausstellung seiner bisher gemachten Funde und Erwerbungen in einem Hochfelder Gasthaus zu machen. Der Wirt selbst sah hierin ein lockendes Geschäft, zunächst der Lokalmiete wegen und dann noch des Bierauschanks, der ja bekanntlich zur wärmeren Jahreszeit recht beachtlich sein soll. - Nach sorgfältiger Vorbereitung wurde nun eines Tages die Ausstellung mit viel Aufwand feierlich eröffnet. Der Aussteller hatte seine sieben Sachen museumsartig im Saale des Wirtes aufgebaut und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Damit sein Unternehmen auch recht zugkräftig sei, erklärte er sich zum freien Eintritt bereit, denn jeder sollte unter seiner Führung einen Einblick bekommen in das, was die Heimat in geschichtlicher Hinsicht zu geben mitande war.

Abdrücke antiker Grabdenkmäler fanden Aufstellung neben Gipsabdrücken nie gefehener Münzen. An der Decke hing neben ausgestopften Vögeln erwartungsvoll das Bruchteil des Wikingerschiffes, von dem die Öffentlichkeit so viel zu erzählen wußte. Kurz: ein Sammelsurium von Dingen, die das Herz der Besucher schon hätte erfreuen können.

Jedoch es erwies sich, daß über der Ausstellung kein guter Stern waltete, denn nicht nur der Vertreter der Stadtverwaltung Duisburgs war nicht erschienen, obwohl er seinen Besuch angekündigt hatte, selbst die so sehnlichst erwünschten Interessenten blieben aus, schauten zwar neugierig in den Saal hinein, wechselten belanglose Worte mit dem Aussteller, tranken ihren Schnaps, auch noch ihr Bier und zogen lachend wieder von dannen.

Erst nach Wochen, nachdem die Saalmiete eine erkleckliche Höhe erreicht hatte, schloß der Heimatfreund verächtlich seine Pforten, kapfelte sich in sein Heimatmuseum ein und gedachte der Interessellosigkeit und Undankbarkeit seiner Mitmenschen. Dann lief später von fachwissenschaftlicher Seite ein längeres Schreiben ein, worin zum Ausdruck gebracht wurde, daß es sich bei dem größten Teil der zur Ausstellung gekommenen Schaustücke um raffinierte Fälschungen bzw. ausgeklügelte, d. h. phantasievolle Nachbildungen gehandelt habe. Der Numismatiker wurde verlegen und stutzte! Sollte die Stadtverwaltung doch einen stillen Beobachter geschickt haben? Er war aber doch kein Fälscher!

So gerieten denn seine jahrelang gehegten Träume bedenklich ins Wanken und blieben nur wesenlose Schemen. Mochte somit die Ausstellung gründlich gescheitert sein, die Liebe zur Heimatforschung blieb auch fürs erste dem biederen Handwerksmeister treu, und Stücke, ob echt oder unecht, wurden erbarmungslos unter die Lupe genommen. Sie wanderten alle unter sorgsam gehütete Glaskästen.

Eines Tages aber sollte endlich der große Schlag kommen, wo er gerechtfertigt vor seinen Mitmenschen stehen würde. Freunde machten ihn auf eine Ölstelle in Hochfeld aufmerksam. Der Meister geht hin, besichtigt den Ort, auch die Gesteinsmassen, findet alles soweit in Ordnung und stellt in der Tat ein Ölvorkommen fest. Er hüllt sich auch seinen Freunden gegenüber vorerst noch in tiefes Schweigen, denn sein kühnes Forscherauge sieht neben dem ideellen Gewinn eine ungeahnte Verdienstmöglichkeit voraus.

In aller Stille setzt er eine kleine Pumpe ein. Jedoch die Kunde von seinem Entdeckerglück hat sich zu schnell herumgesprochen und wieder einmal steht er im Mittelpunkt des täglichen Geschehens. Kinder schleppen erwartungsvoll Eimer auf Eimer herbei, selbst Frauen und Männer wollen nicht fehlen. Eine Spannung legt sich über die Wartenden, indes der Numismatiker pumpt und pumpt. Der Schweiß tropft ihm von der Stirne. Endlich löst sich der Bann und ein dickes, braunes und unansehnliches Etwas rauscht in die bereitgehaltenen Eimer. Alles schreit: »Öl! . . . Öl!«. Der Meister läßt sich nicht aus der Ruhe bringen, obwohl seine Brille einen Rutsch bis auf die Nasenspitze gemacht hat. Die Umstehenden umarmen ihn freudig, die Freunde drücken seine ölbeschmutzte Hand; immer mehr Abnehmer finden sich ein und erstehen die seltsame Ölmischung. Da plötzlich, nach einer halbstündigen Schaffenszeit, versiegt die Ölquelle! Der Heimatforscher geht den Dingen nach. Sein Gesicht nimmt eine andere Färbung an, wird weiß wie die Kirchenwand. Händeringend sucht er seine Freunde, indes das Häufchen Neugieriger immer kleiner wird. Er bastelt an dem Pumpwerk herum und endlich findet er zähneknirschend des Rätsels Lösung. Er gräbt nun die Ölstelle vollends aus. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er an

Stelle der vielbewunderten Ölquelle ein großes Ölfaß vorfindet, dessen Reichtum durch das unaufhörliche Pumpen nunmehr erschöpft ist.

Der Meister steht vernichtet an der Stelle seines Unglücks. Verlacht und verkannt, gebrochen an Leib und Seele wankt er heim, mit der Menschheit und sich selbst hadern. Entdeckerlos! Freilich, das Ölorkommen erwies sich auch nach seiner Meinung als ein schlechter Wit. Das Wikingerschiff war auch ein Trugschluß, ebenfalls der Mammutzahn, den er im »Kiefersloch« so mühevoll ausgegraben hatte.

Aber feine Münzen, feine Münzen!? . . . Das Idol seines Lebens! Nie mehr hat man von ihm etwas gehört. . . .

*



Der Vogelprofessor

Er war beileibe kein Professor, nein, wirklich nicht; hatte auch nichts mit jener Kathederweisheit gemein, und doch nannte ihn der Volksmund so. Huzelig und verschoben von Gestalt, so ist er allen Besuchern des Duisburger Waldes bekannt, wenn er, seine Lieblinge die Vögel fütternd, auf der alten Steinbank des Grotteenteiches saß, dessen schillernde Fläche sich geheimnisvoll und unbeweglich von den hohen rauschenden Baumgruppen abhob.

Der Herr »Professor« würde in seinem Aufzuge lächerlich gewirkt haben, wenn nicht das weiße Haar, welches unter seinem großrandigen Hut hervorlugte, an das würdige Alter erinnerte hätte. Sein einziger Schmuck war ein umständlich aufgerolltes Parapluie mit bunter Krücke sowie ein breiter Pappkarton, der das Futter für die ihm so liebgeordnete Vogelwelt enthielt. Ein abgetragener schwarzer Rock, der nach hinten an die Waden schlug, war die einzige Habe, die er jahraus, jahrein als sein eigen nannte.

So angetan saß er oft stundenlang und stierte wortkarg wie befehen auf den stillen Teich mit seinen Wasserrosen und lockte die Waldvögel zu sich heran. Nur hin und wider flüsterte er kaum vernehmbare Worte, wenn zierliche Blaumeisen mit ihrem lieblichen »Sitt! Sitt!« auf seine Schulter flogen, oder wenn Buchfinken die auf der Bank hingestreuten Mehlwürmer begierig aufpiketen und hin und wider ein sonst scheuer Waldvogel sich erwartungsvoll auf dem Rand des Pappkartons schaukelte.

In der linken Hand hielt er den anfliegenden Sperlingen die Tüte mit Brofamen hin, die ihn mit tollem Geschwätz umschwärmten. Flog eine Amsel nach erfolgter Äßung auf seine breite von vielen Narben durchsetzte Hand und flötete dankbar ihr seltsam schönes Lied, so huschte ein glückliches Lächeln über die eingefallenen Züge und man vernahm gar liebe Worte, die er mit dem Tiere wechselte. Wie sonderbar, der Vogel schien ihn zu begreifen, blinzelte von links nach rechts, wippte mit dem weichen Körperchen und verschwand endlich im Walddunkel.

Der Alte sprach nicht nur mit den Vögeln, nein, auch den Fischen, die den Teich bevölkerten. Ganz nahe kamen sie an das Ufer heran und ließen sich von ihrem alten Freunde füttern und es war keine Seltenheit, wenn sich hin und wider zur Freude des Alten ein übermütiges Fischlein zur gefälligen Ansicht präsentierte.

Das Leben des Waldläufers war denkbar einfach. Von einer kleinen Pension, die er von irgendwo erhielt, beglich er die Unkosten für das Futter. Seine Kunst, die an sich scheuen Waldvögel den oft aus einer gewissen Entfernung staunenden Waldbesuchern »gezähmt« vorzuführen, brachte ihm keinen klingenden Lohn ein.

Wie kam es nun, daß die Tiere dem unscheinbaren Manne so zugetan waren? Es ist nicht bekannt geworden, ob er je ein Lockmittel gebraucht hat, um die einzelnen Vogelarten für sich zu gewinnen. Er befaß auch keine Kenntnisse in der Vogelkunde, obwohl sein Titel die Voraussetzung dafür erbracht hätte. Er bleibt uns also ein Rätsel! Dies aber hatte

er den anderen voraus: tiefe Liebe zum Tier und die Erkenntnis, den wunderfamen Dingen in der Natur gründlich auf die Spur zu gehen. Und wenn es wahr ist, daß Tiere uns »ansehen« (und der wahre Tierfreund behauptet es!), dann mochte das Tierauge in ihm den treuen Sachwalter erkannt haben, dem keine Mühe zuviel war; der in Sturm und Regen, Schnee und Sonnenschein geduldig feiner harrete, damit einer für den Lebensunterhalt besorgt blieb. So war er also doch ein Meister feines Fachs!

Abgewandt von den Dingen dieser Welt, in Gottes freier Natur und umrauscht von Waldriesen, die ihre wirren Äste gleich einem gütigen Baldachin über sein müdes, altes Haupt legten, war jedoch eines Tages der »Vogelprofessor« sanft entschlafen. Wochen vorher hatte der Reichsfürst von Köln noch eine Sprechplatte von ihm aufnehmen lassen, damit die Öffentlichkeit vom Wirken dieses einmaligen Duisburger »Originals« Kenntnis erhielt.

Der Platz aber auf der Steinbank am Teich, wo die Wasserrosen so feltfam leuchten und schöne, schlanke Libellen in der warmen Sonne tanzen und das kleine Vogelherz von überhäumender Liebe zu singen weiß, ist seit jener Stunde vereinfamt. . . .



Päpermönzmarie

Als Eigenbrötlerin wandelt Päpermönzmarie durch diese Blätter, jenes Mädchen, welches auch schon etliche Lenze hinter sich herschleppte. Aber wie das so geht! Aus der einst klugen Jungfrau wurde eine törichte, die vergessen hatte, Öl auf die Lampe zu gießen, damit ihr Herzallerliebster beim matten Mondschein den Weg zu ihr fände.

Man durfte sie nicht häßlich nennen, trotz ihres breiten Gesichtes. Ja - sie hatte auch mandelförmige Augen, und zwar dunkelgetönt, und wenn sie dieselben aufschlug, schimmerte ein gar feltfamer Glanz darin. Wenn sie die feingeschwungenen Lippen öffnete, zeigte sich eine Reihe weißer Perlenzähne, und der liebliche Mund verstand wohl manchmal schmerzhaft zu zucken. Ihr blondes Haar verriet eine reiche Fülle, das sich wie eine sanfte Gretchenkrone um ihr ernstes Haupt flocht.

Ihr Kleid dagegen war weniger apart zu nennen, denn eine einfache bunte Kattunbluse und ein ebenso Röckchen, geziert zwar durch eine weiße Schürze, schlang sich um den kurzgedrungener Leib. Das war an sich alles, was die Männerwelt begehrlieh für sie erscheinen ließ.

So war denn eines Tages das Lichtlein der Jungfrau erloschen, und statt des Liebsten an der Seite trug sie um den Leib gegutet einen billigen Verkaufsladen. Pfefferminzrollen bot sie feil! Echter Dr.-Hiller-Pfefferminz. Eine mittelstarke Rolle zum Preise von 10 Pfg. und eine starke zu 15 Pfg. Reine Ware! Wer kauft?

Wohl hundertmal am Tage sagte sie dieses Sprüchlein her, beinahe wie im Schlafe. Wohl hundertmal am Tage verkaufte sie Rolle für Rolle, aber auch ebenso so oft wies man das alternde Mädchen an den Türen ab. Des ungeachtet zog sie von Gasthaus zu Gasthaus, fand ihre Käufer in den teuersten Kaffeehäusern Duisburgs, pries der feinen Gesellschaft im »Berliner Hof« ihre Ware an und war selbst im »Duisburger Hof«, dem wohl schönsten Hotel Duisburgs, ein gern gesehener Gast. -

Neidlos sah sie zu, wenn sich die anderen Frauen und Mädchen nach den Klängen eines Walzers im Arm eines verliebten Kavaliers wiegten. Oder schien das nur so? . . . Dienst-eifrig sprang sie herbei, wenn jemand, erhitzt vom Tanze, nach ihren Erfrischungen rief.

Betrat Päpermönzmarie das Lokal, so war sie oft die Zielscheibe bitteren Spottes. Sie aber ließ alles geduldig über sich ergehen in Erwartung des kommenden Auftrags. Immer schwang sie sich mutig durch die dichten Stuhlreihen, sagte ihr Sprüchlein auf, langte in den Verkaufsstand, legte entweder wieder hinein oder wechselte behend das mitgeführte Barkapital.

Nur einmal umflorte sich ihr Blick und verlor sich in die Ferne, ging an den Musikanten vorbei, deren Stehgeiger, der wie von ungefähr mit herablassender Würde mit dem Fiedelbogen in die auf Reih und Glied aufgebauten Pfefferminzrollen fuhr.

Wenn sie so in den Abend schaute und den Sonnenuntergang bewunderte, mochte wohl in ihrer Seele der Gedanke lebendig werden, daß es schön gewesen wäre, wenn auch sie für einen lieben Menschen hätte sorgen dürfen. Sie hätte es vermocht! Aber lag nicht für Päpermönzmarie allein schon in dieser Erkenntnis die Erfüllung einstigen Glücks . . . ? Freilich - nicht ein grundlos tiefes!

Das Leben geht wunderfame Wege! Oft glaubt der Mensch, das Glück, welches er genießt, sei wahrhaft und echt. Wir lächeln selbst noch in tiefem Schmerz, denn das Glück ist unbeständig und gleicht einer leichten Dirne. Doch im Sichbefcheiden, im wahren Verzicht auf das Glück, vermag noch ein Herzensfriede zu wohnen. Der Mensch muß sich in solchen Stunden selbst befragen.

Päpermönzmarie hat das Wandelbare von Glück und Schmerz am eigenen Leibe erfahren.

*

finale

So wie nach jedem Theaterstück der Vorhang sinkt, mag auch diesmal die trennende Wand zwischen Schauspieler und Zuschauer fallen, nur mit dem Unterschied, daß niemand recht weiß, ob es sich hier bei der Gestaltung der Menschen und ihrer Umwelt um ein Lustspiel oder Drama gehandelt hat, wenn man diesen Vergleich überhaupt anführen darf. Es hätte jedoch eher eine Tragikomödie, also eine Mischung von Trauer- und Lustspiel sein können.

Abermals auf die Bühne des Lebens gestellt, sind die »Duisburger Originale« in bunter Reihenfolge vor unserem Auge aufmarschiert. Die einen umgeben mit dem Gewand und der Maske schillernden Humors, die anderen mit verklärten Augen und dem Leidenszug überstandener Sorgen, Entbehrungen, Nöten, Kummer und nicht zuletzt schmerzhafter Enttäuschungen. Ob wir Heinebein spielen und singen ließen, Huffah in die Verbannung schickten, Familie Düdelütt auf das Konzertpodium der großen Welt stellten; ob wir mit dem verkannten Numismatiker auf Entdeckerfahrten gingen, den Vogelprofessor im Duisburger Walde aufsuchten, Päpermönzmarie auf ihrem Lebens- und Leidensweg begleiteten: alle waren sie Kinder unserer schönen Heimerde und darum wohl wert, daß man ihrer gedenkt.

Ihre Zeit jedoch ist abgelaufen und eine neue, bessere hat sich aufgetan. Was sie einst als Idol ihres Daseins betrachteten und empfanden, findet heute für uns keinen Reiz mehr insofern, daß wir es nachzuahmen gedächten - wenn nicht im gleichen, so doch ähnlichen Sinne. So wie man ehemals über sie lachte und Glossen machte, wird es heute nicht anders sein. Wer aber darf über des Bruders Haupt den Stab brechen? Und wer will behaupten, es gäbe keine Originale mehr, Schelme, die das rauschende Leben immer wieder ins rosige Licht stellen . . . ? Ach - geht nur hinein in das Volk und vernehmt seinen Ruf! Wer von euch hat nur ein einziges Mal an einem runden Bauertisch meiner niederrheinischen Heimat gefessen dahinten in der Gegend von Geldern, Xanten oder Rees . . . , oder ist mit den Kumpels in Neuenkamp oder Essenberg zusammengeraten, hat in den Kneipen der altehrwürdigen Schifferstadt Ruhrort mit den Kapitänen und Heizern gezechet, geflucht und gewettert . . . ? Hei! das ist das Leben! Da komme mir keiner und sage, es gäbe keine Originale mehr! Fordert es dich nicht selbst täglich heraus, deinen Mann zu stellen? . . . Bist du ein Griesgram, dann bleibst du ein armer Wicht, bist du ein Original, so beherrscht du dein Leben!

Möge auch in diesem Zusammenhang der Spruch Friedrich von Schillers (Huldigung der Künste) zu uns dringen, der die hohen Zinnen des herrlichen Mufentempels meiner Vaterstadt Duisburgs zierte und krönte, den feindlicher Vernichtungswille unbarmherzig zerstörte:

Mit allen

Seinen Tiefen, feinen Höhen,

Roll ich das Leben ab vor deinem Blick.

Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,

So kehrt du reicher in dich selbst zurück.